

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 5 (1963)

Artikel: Aus den Lebenserinnerungen Pfr. Benedict Hartmanns
Autor: Hartmann, Benedict
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-972309>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pfarrer Benedict Hartmann, Dr. theol. h. c., zuletzt Religionslehrer an der Bündner Kantonsschule, wird vielen Älteren in dankbar-treuer Erinnerung sein. Er war ein vorzüglicher Kanzelredner, ein besorgter Seelsorger, geschätzter Schulleiter und Lehrer und gründlicher Historiker, ein Mann von reicher Kultur und fast ängstlich-gewissenhafter Pflichtauffassung. Hochbetagt schrieb er im Ruhestand seine Lebenserinnerungen, aus denen wir mit freundlicher Erlaubnis seiner Angehörigen hier und in den kommenden Jahrgängen einige Kapitel veröffentlichen. Die nachfolgenden Aufzeichnungen verdienen im Rückblick auf die große Jubiläumsfeier, welche die Evang. Lehranstalt am 7.—9. September 1962 zur Erinnerung an die vor 125 Jahren erfolgte Gründung beging, unser besonderes Interesse.

Aus den Lebenserinnerungen Pfr. Benedict Hartmanns

I. Schierser Jahre

Oktober 1918 bis April 1926

Die Mühe, über unsere Schierser Zeit zu schreiben, könnte ich mir sparen. Acht Jahresberichte (der 81.—88.) sind von mir geschrieben und, wie üblich, weitherum im Schweizerland und darüber hinaus versandt worden. Dort steht geschrieben, was wir, meine Frau und ich, getan und nicht getan und was Gott, der Herr, und treue Schierser Freunde in nicht selten recht schweren Zeiten an uns taten. Außerdem gibt es eine sehr gut geschriebene Zusammenfassung unseres Anstaltsregimes aus der Feder von Dr. Karl Tanner im vielleicht nur zu umfangreichen Jubiläumsbuch der Anstalt von 1937. Was ich hier beifüge, sind mehr persönliche Randglossen zu diesen offiziellen Quellen und meine erst im Laufe der Jahre ausgereifte grundsätzliche Stellung zur Evangelischen Lehranstalt.

Ich beginne damit, zu betonen, daß der erste Winter in Schiers die schwerste Zeit unseres Lebens war, von der wir noch in Mamas letzten Lebensjahren etwa zueinander sagten, daß wir sie nicht zum zweitenmal durchmachen möchten. Unser Trost war nur die sehr freundliche Aufnahme bei der Lehrerschaft und den Hausangestellten ohne Unterschied sowie der Umstand, daß wir gar nicht Zeit fanden, über unsere Lage nachzudenken. Fast oder doch weithin erschöpfte Lebensmittelvorräte, ein bereits auf etwa zehntausend Franken angestiegenes Betriebsdefizit, die Grippeepidemie

in der Anstalt, die letzten Stadien des Weltkrieges, die ungeheuren Zuckungen politischer, revolutionärer Art, die durch die Staaten Europas gingen und gleichzeitig die tiefe Ungewißheit in bezug auf Bevorstehendes — alles wirkte zusammen, daß wir wie aus schwerem Traum erwachten, als die Weihnachtsferien kamen und die Anstaltsfeier in der Aula. Noch konnte ich mich halten während meiner eigenen Weihnachtsansprache. Hernach aber, während der durch den treuen Herrn Zack geleiteten Weihnachtsgesänge, hat es mich überwältigt, und ich war froh, an meinem wenig sichtbaren Plätzchen meine hervorquellenden Tränen verbergen zu können. Es war zuviel, was in jenem Winter 1918/19 zusammenfloß an menschlicher Sorge und Unruhe und hereinwirkte bis in die Schulstuben und nicht zuletzt in die Internate, besonders ein solches, das nach längerem Interregnum einen neuen Leiter erhalten hatte.

Meine erste Sorge nach unserem Diensttritt war, die einzelnen Schüler, besonders die Internen, möglichst rasch nicht nur in bezug auf Namen und Klasse kennen zu lernen. Dabei half mir nicht unwesentlich, daß ihrer 40—50 kürzer oder etwas länger als Grippepatienten in der Turnhalle lagen. Ich aber ging täglich mindestens einmal von Bett zu Bett und amüsierte die für Humor noch zugänglichen Schüler mit dem Morraspiel meines

sich allmählich entwickelnden Personengedächtnisses für Knabengesichter. Wir hatten zum Glück eine Diakonisse bekommen, energisch, recht humorvoll und trotz ihrer nicht mehr allzu großen Jugend eine recht liebliche Erscheinung. Wir entdeckten dann, daß Alberto Giacometti, der ältere, kunstbegabte Sohn des in Graubünden unvergessenen Kunstmalers Giovanni Giacometti in Stampa, nicht nur einige Hodler-Krieger, sondern auch diese Pflegerin auf eine geweißelte Wand im Turnhalle-Wohnstock in zartem Blau sehr kenntlich abgemalt hatte. — Aber ich hatte ein anderes Mittel, die Schülerschaft recht rasch kennen zu lernen. Jeden auch noch so harmlosen Anlaß ergriff ich, nach dem Nachtessen Schüler auf mein Arbeitszimmer zu zitieren. Da standen sie dann oft ihrer sechs oder acht vor der Türe und warteten auf Einlaß des Einzelnen. So kam ich vorwärts, und bis Weihnachten war ich so weit, alle zu kennen und auch recht manches von ihren Familienverhältnissen und persönlichen Anliegen zu wissen. Leicht könnte ich ein kleines Buch schreiben über die Nöte dieser ersten Grippezeit, die hineinfiel in unseren gleichzeitigen Kampf um die nötigen Nahrungsmittel und die Brennmaterialien und die vielen, vielen Briefe, die von besorgten Eltern kamen und stets durch mich selbst beantwortet sein mußten, da die einzige Hilfskraft auf dem Anstaltsbüro durch anderes stets vollauf beansprucht war. Das gab dann oft sehr lange Arbeitstage für den Direktor vom frühen Morgen bis oft tief in die Nacht, aber es war eine gute Vorschule für das Kommende. Bald stieg mir die Erkenntnis auf, daß ich auf einem Posten stand, der kein Erbarmen kannte. Nun kam dann am 12. November der Beginn des Generalstreiks. Das erleichterte selbstverständlich unsere Ernährungslage nicht. Schlimmer aber war das andere, daß sieben unserer Oberkläßler, Seminaristen und Mittelschüler, die bereits die Rekrutenschule absolviert hatten, mobilisiert wurden, ausnahmslos große und stramme Burschen. Noch sehe ich den Winterabend vor Augen, an dem sie an ihre Sammelplätze abgehen mußten. Wir gaben ihnen noch das beste

Abendessen, das sich im Augenblick eben beschaffen ließ. Ich sehe sie am Tische sitzen und mich daneben stehen mit dem beklemmenden Gedanken: «Wer wird wiederkehren?» Schon wußte man, daß die jungen Leute nicht nur zu Felde zogen für die Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung, sondern auch in die schlimmste Gefahrenzone der Grippe hinein. Sie durften dann nach allerlei Abenteuern alle sieben durch Gottes Gnade wiederkehren, während in den gleichen Winterwochen fünf junge Schierser Dorfsöhne auf dem hart neben der Anstalt liegenden Friedhof je und je mit der üblichen soldatischen Ehrensalue in ein frühes Grab gelegt wurden. Mich aber ergriff in der Nacht nach jenem Abschiedsabend die Grippe zum zweitenmal und bedeutend heftiger als wenige Wochen zuvor in Malans. Es konnte nicht anders sein, als daß sich auch über mich die Todesgedanken niedersenkten. Mindestens eine Woche war mein Anstaltsregime ausgeschaltet, und es war ein Glück, daß wir über eine ernste, disziplinierte Lehrerschaft verfügten und Herr Gottfried Bänziger sich ganz einsetzte, um auch die sich lockernde Disziplin unter der Schülerschaft aufrecht zu erhalten.

Mama blieb in diesen Nöten merkwürdig ruhig und gefaßt und mühte sich, auf Grund ihrer ungewöhnlichen Fachkenntnis in diesen Dingen, den schwer vernachlässigten Wäschebestand wieder auf eine gewisse Höhe zu bringen und gleichzeitig den übeln Zustand der Anstaltswäscherei zu heben. Auch sie war bestrebt, so rasch wie möglich recht viele Schüler kennen zu lernen, voran die kleineren, und hatte sofort erkannt, daß ihre verantwortliche Leitung des Krankenzimmers ihr dabei sehr zustatten kam. In der Vormittagspause und nach dem Nachtessen war sie oft von Klienten überlaufen, die für kleinere und größere Gebrechen Rat und einen Verband suchen wollten oder mußten. Einer der rührendsten Briefe, die wir nach ihrem Hinschiede erhielten, kam von einem Schüler, der als Waisenknabe, allerdings erst im zweiten Jahr nach unserem Dienstantritt, in die zweite Klasse des Internates eintrat. Er ist heute ordentlicher Professor in Zürich und schrieb, er und seine

gleichaltrigen Mitschüler hätten manchmal recht gerne einen kleinen Unfall, blutig oder unblutig, gehabt, um sich ein paar Tage von Mamas kleinen Händen verbinden oder sonstwie pflegen zu lassen. Der Gute «suchte» eben die Mutter und fand sie mit seinem Vertrauen auch gewiß bis zu einem gewissen Grade, und nicht nur er allein. Und wenn Mama Jahrzehnte hintennach in alten Tagen vom Liebsten und Erfreulichsten sprach, das sie in den Schierser Jahren erlebt habe, dann war es ihr Erleben mit den Schülern in ihrem Sprechzimmer hinter der Glastüre und in den beiden Krankenzimmern. Da konnte sie nicht leicht müde werden im Erzählen, Schwieriges und vor allem Heiteres, und wenn wir wenig gewirkt hätten in Schiers, so stünde unter dem Besten gewiß dieses mütterliche Handeln an jungen Leuten, Knaben und halben Knaben, die ja die meisten, besonders auch, wenn sie dazu noch der Schulbetrieb mehr oder minder beängstete, die Mutter «suchten». So wurde dann Mama auch in Bälde zur eigentlichen Vertrauten des edeln Anstaltsarztes Dr. Andr. Flury, und dieses wohltuende Vertrauen übertrug sich auch auf mich. Übrigens dieser Dr. Flury ist ein besonderer Segen für die Anstalt gewesen. Mit seinem großen Gedächtnis und noch größeren Herzen kannte er fast jeden Anstaltsschüler, selbst solche, die er kaum je in Behandlung gehabt. Ja, der Treue und tief Wahrhaftige, Fromme! R. I. P.

Unterdessen war es allmählich Frühling geworden. Das stets wieder gestörte und durch die Weltereignisse beunruhigte Schuljahr 1918/19 wurde abgeschlossen, doch so, daß bei keinen Prüfungen, weder bei Seminaristen noch bei Mittelschülern, normale Anforderungen gestellt werden konnten, hier und anderwärts. In unsere Aufgabe hatten wir uns etwas eingelebt, als schon eine neue, große vor uns aufstieg: bauliche Veränderungen. Als ich im Sommer 1918 die Berufung nach Schiers angenommen, hatte ich dies getan unter der Bedingung, daß ich nicht bauen müsse. Ich hatte es in den Jahren 1913/14 als Hilfslehrer erlebt, welch große schultechnische und vor allem auch erzieherische Nachteile mit dem

Nebeneinander von Schulbetrieb und Baubetrieb verbunden sind, wußte aber auch, daß Schule und Internat einem verbesserten «inneren» Aufbau riefen. Man hatte meine Bedingung angenommen, weil die Vorstandsmitglieder — Oberst v. Sprecher war seit Jahren durch sein eidgenössisches Amt aufs äußerste beansprucht — die internen Verhältnisse der Anstalt sehr ungenügend kannten. Diese Unkenntnis ging — beiläufig gesagt — so weit, daß sie die Einkommensverhältnisse des Direktors nicht genauer kannten. Freund Flury sprach von freier Station für Direktor und Familie nebst 4000 Franken bar, und ich akzeptierte, um in dieser finanziell so bedrängten Zeit für die Anstalt nicht mit höherer Forderung zu kommen und anderseits den zunächst recht schwach besoldeten, arbeitswilligen Anstaltslehrern ein gutes Beispiel zu geben. Erst im Laufe des ersten Winters kam ich dann darauf, daß mein Vorgänger eine bedeutend höhere Besoldung durch Extrazulagen bezogen hatte, und nach zwei Jahren drängte dann Oberst v. Sprecher, der nun den Sitzungen des Vorstandes wieder regelmäßig beiwohnen konnte, darauf, daß unser Einkommen in bar — denn meine Frau arbeitete ja täglich mit, und meine Kinder waren unterdessen bis auf das Jüngste erwachsen und nur ganz vorübergehend bei uns — auf 6000 Franken festgesetzt wurde. Doch weg davon!

Zurück zur Baufrage. Schon zu Ende des Schuljahres 1918/19 mußten wir erkennen, daß absolut gebaut werden mußte, wenn die Anstalt ihre Anforderungen weiter erfüllen wollte. Auf Einzelheiten gehe ich nicht ein.

Wir verdanken es zum Teil den Anstrengungen des Vorgängers, daß ein genereller Plan für den vorläufigen Weiterausbau bereits vorlag, und mit dessen Ausarbeitung nebst möglichst genauer Kostenberechnung wurde nun, selbstverständlich auf Vorstandsbeschluß hin, die bewährte Architektur- und Baufirma Nik. Hartmann & Co. in St. Moritz bestellt, die unter der Leitung des Veters Nik. Hartmann stand.

So kam nun dieser Bausommer 1920 (siehe den Jahresbericht 1920/21). Ich will ihn im ein-

zeln nicht beschreiben. Die Schülerferien verlängerte man um eine bis zwei Wochen, mußte aber froh sein, damit auszukommen. Für uns, die Anstaltsleiter, gab es keine Ferien, sondern nur stets abwechselnde Sorge, und es wurde November, bis wir auch unseren lieben Bauführer, Vetter Nik. Furrer — seine Mutter war Geschwisterkind zu mir, Tochter des älteren Architekten Nik. Hartmann-Meißner — entlassen konnten. Auf eine Einweihungsfeier verzichteten wir, teils weil wir zu müde waren zum Festefeiern, und ich selbst aber auch darum, weil ich mich fürchtete vor den nur allzu hohen Worten, die leicht bei solchen Feiern angeschlagen werden, und im Namen der Anstalt zu tief unter dem Eindruck des Apostelwortes aus 1. Kor. 15, 10: «Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin.»

Doch möchte ich zwei Episoden dieses Bausommers nicht ganz übergehen. Die erste um ihrer zeitgeschichtlichen Bedeutung willen. Sie zeigt die allgemeinen Finanzverhältnisse dieser Jahre nach dem ersten Weltkrieg. Das war im Frühsommer 1921. Ich mußte für größere Geldsummen sorgen. Unsere Kantonalbank hielt aber sehr zurück. So fuhr ich denn nach Zürich zu Leu & Cie., mit denen wir in anderen Dingen von der Anstalt aus in Verkehr standen, erhielt aber von dem sehr höflichen Subdirektor Tobler den Bescheid, sie hätten zurzeit leider gar kein flüssiges Geld und könnten mir kaum 30 000 Franken geben. Ich soll bei der Allgemeinen Unfall- und Haftpflichtgesellschaft anfragen. Auch dort ein sehr höflicher Empfang. Der Direktor, ich glaube, er hieß Schurter, bot mir eine Zigarette an, konnte mir jedoch keinen tröstlicheren Bescheid geben und wies mich an die Bank für Rückversicherung am See draußen in der Enge. Weiter kam ich aber auch hier nicht. Der Geldmarkt war wie eingefroren. Es blieb mir zunächst nichts anderes, als heimzufahren. Doch wollte ich mein enttäushtes Herz nicht ganz ohne eine Auffrischung lassen. Die hoffte ich zu finden auf einem währschaften Marsch zu Fuß von Horgen auf der Seestraße bis Wädenswil. Dort oben am Berg hatte ich dreißig Jahre zuvor als Knecht gearbeitet und einmal

eine volle Woche in der Nähe der Haltestelle Au Kriesi gelesen, bis meine Finger fast wund und krampfhaft geworden waren. Und der Gang mit seinen mir lieben Erinnerungen beruhigte mein sorgenvolles Herze. Anderntags aber bahnte mir mein treuer Ratgeber in Finanzsachen, Herr Landammann Peter Lietha-Walser in Grüşch, neuerdings den Weg zu unserer Graubündner Kantonalbank. Da erreichte ich nun doch einen Kredit bis auf ein Maximum von 250 000 Franken, und der Kanton ist dann besser damit gefahren als mit den Investitionen seines Geldes in manchem Bündner Hotel. Es ging dann vielleicht zwei Wochen, bis man in der Tagespresse lesen konnte, die Bank Leu & Cie. in Zürich sei in Zahlungsschwierigkeiten geraten.

Heiterer verlief dann bald hernach ein anderes Intermezzo dieses Bausommers. Mama war dabei und unser Vetter Bauführer. Es war eine Studienreise zur Abklärung unserer so wichtigen neuen Kucheneinrichtung. Die Anstaltsküche und der über ihr thronende neue Speisesaal standen im Mittelpunkt unseres Bauplanes, und Mama war glücklicherweise in allen Gebieten des Hauswesens so bewandert, daß sie nun in den Installationsfragen der neuen Küche sich ein entscheidendes Wort gestatten konnte und auch sollte. So traten wir nun eine zweitägige Studienreise an mit dem Hauptziel, die Kucheneinrichtung einiger großen katholischen Internate der Innerschweiz zu studieren, derjenigen von Mariahilf in Schwyz, von der mit der Schwesternanstalt Ingenbohl verbundenen, noch ziemlich jungen Mädchenbildungsanstalt, und schließlich sollte noch dazukommen das Kollegium St. Michael in Zug, und Herr Nationalrat Dr. Dedual in Chur war so gütig, uns Empfehlungen des Bischofs von Chur zu verschaffen, die uns wie ein Zauberschlüssel alle Türen öffneten. Fast lieblich sind meine Erinnerungen an diese Reise; denn sie brachte uns nicht nur den Beweis des überlegenen Urteils Mamas in diesen Dingen, sondern auch einen höchst lebenswürdigen Empfang. Vorausgeschickt wurde ein Besuch in dem führenden Spezialgeschäft für Küchenmobiliar der Gebrüder Schwaben-

land in Zürich, und hernach ging's am gleichen Tag nach Mariahilf und im Laufe des späteren Nachmittags nach Ingenbohl hinunter. Und damit zum Technischen auch noch etwas Höheres käme, besuchten wir hier schließlich die Kirche der Riesenanstalt für Ausbildung von Kranken- und Schulschwestern. Die Direktorin der Mädchenbildungsanstalt, eine fein-gebildete Soror mit ausdrucksvollen Gesichtszügen, führte uns, und nun standen wir zuletzt im Abendlicht in der nach Westen sich öffnenden Vorhalle der Kirche und kamen wie von selbst zu sprechen auf den anstrengenden Beruf der Leiter und Lehrer eines großen Internates. Und wir fragten unsere Führerin: «Und wenn Ihr dann abgearbeitet seid und Eure Kräfte schwinden, was tut Ihr dann?» Noch sehe ich die wenig über vierzigjährige, schlanke, vornehme Klosterschwester vor uns stehen im Abendlicht, wie sie mit der rechten Hand nach oben wies und sprach: «Dort oben ist der Schwestern-Friedhof. Da kommen wir dann hin!» Aber ihre Stimme war nicht gedrückt und ihr schönes Auge völlig ungetrübt. Nicht leicht ist uns der zuversichtliche Jenseitsglaube dieser Art Menschen und Christen so mächtig entgegengetreten wie in jener Abendstunde, und Mama und ich haben in späteren Jahren noch gar manchmal von dieser Episode gesprochen. — Nun ging's dann am folgenden Tag noch nach Zug nach dem Kollegium St. Michael. Und wie wir das Nötige gesehen und erfahren, vereinigte uns der ehrwürdige und gesprächige Rektor mit einem Teil der Lehrerschaft noch zum in der Anstalt üblichen Nachmittagskaffee. Es waren meist Kleinerer und mitten unter ihnen nun die kleine Schierser Direktorsfrau mit ihren offenen Augen, ohne jede Befangenheit. Mit ausgesuchter Aufmerksamkeit wurde sie behandelt. Und so schieden wir auch von dieser Stätte befriedigt und im tiefsten ermutigt. Diese kleine Reise aber blieb ein rechter Lichtblick in dem für uns so ferienlosen Sommer und Herbst 1920.

Die letzte Bauetappe sollte dann noch im Sommer 1922 folgen, die Umwandlung des Ostbaues. Es war abermals eine Bauaufgabe

von 40 000 Franken, so daß wir schließlich in den Jahren 1920 bis 1922 eine halbe Million aufgewendet hatten. Das war mir passiert, der ich meinen Posten angetreten hatte unter der Bedingung, nicht bauen zu müssen. Da hieß es wieder einmal: «Der Mensch denkt und Gott lenkt.» Im 86. Jahresbericht der Anstalt habe ich dann zum Abschluß eine Übersicht gegeben (S. 27—36) über diese letzte Bauetappe und dann auch über die ganze baugeschichtliche Entwicklung der Lehranstalt. Dort steht auch geschrieben, wessen großartiger Freigebigkeit und steten Hilfsbereitschaft die Anstalt Schiers das ganze bauliche Entwicklungsstadium von 1912 bis 1922 zu verdanken hat. Wohl haben damals im Laufe der Jahre Geber in Menge beigesteuert, die ja nicht vergessen werden sollen. Aber Herr Albert Schnorf-Flury in Uetikon war derjenige, der nicht nur materiell weitaus das Größte leistete, sondern stets wieder ermunterte und stieß, ja nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben in der baulichen Erneuerung der Anstalt. Der überaus treue, im Geben und Helfen und steter Ermunterung des Direktors so große Mann ist dann am 22. Oktober 1919 im Alter von 73 Jahren gestorben. Ich kann das Datum leider nicht mehr nennen, aber es muß nicht viele Monate vor seinem Tode gewesen sein, daß er mir schrieb — seine saubere Handschrift ist mir unvergessen —, ich solle nach Uetikon kommen; er habe mir noch etwas zu übergeben. Ich fuhr unverweilt hinunter und stand nun vor dem in seinem ganzen Habitus so einfachen reichen Mann. Er aber übergab mir eine nagelneue Ledermappe mit einer Stiftungsurkunde und 100 000 Franken in guten, gesicherten schweizerischen Industrieobligationen, den «Schnorf-Flury-Fonds» als Eigentum der Evangelischen Lehranstalt. Ich aber konnte meine tiefe Bewegung kaum beherrschen; denn das war es, was mich als sehnlicher Wunsch seit Jahresfrist begleitet hatte: ein Stück Betriebsfonds für die Lehranstalt. Herrn Schnorfs Bild und sein Nachruf aus meiner Feder finden sich im 83. Jahresbericht der Anstalt, im 86. aber dann, wie bereits gesagt, die Übersicht über die Schierser Baugeschichte bis 1923 und gleich-

zeitig die nochmalige Würdigung des Großen, was Herr Schnorf-Flury für die Evangelische Lehranstalt getan hat. Zum Schluß aber ist es Pflicht, auch dankbar des Mannes zu gedenken, dem es einst gelang, der Lehranstalt diesen großen Freund zu gewinnen und ihn lebenslang festzuhalten. Das ist mein verehrter Vorgänger, Herr Dir. Jac. Zimmerli, gewesen. R. I. P.

Meine Bauperiode war nun also abgeschlossen, allerdings nicht der Kampf gegen Beschädigungen in den so stark benützten Bauten. Der hörte nie auf. Mein stärkster Triumph, den ich allerdings nicht auf eigenes Konto schreiben darf, waren zunächst die sanitären Anlagen, Waschräume, fugenlose Böden, abwaschbare Wände und dergleichen. Sodann aber die ganz verjüngte Küche mit Nebenräumen und endlich der ganze Verbindungsstrakt von Alt- und Westbau. Und dessen Krone war und blieb bis heute das Raumkunstwerk des neuen Speisesaales. Wer noch den alten kannte, wird ihn nicht mißachten, aber es schwer fassen, daß man sich bei anwachsender Schülerzahl so lange in ihn schickte. Der neue Speisesaal war ein Stück neue Welt für alle, die Sinn für solche Dinge haben, und ebenso seine luftigen Zugänge von beiden Seiten her. Ich bemühte mich, dem Saal einen würdigen Schmuck zu verschaffen. Mit Stubenbildern durfte man da nicht kommen. So habe ich denn meinen Schmerz meiner Cousine, Fräulein Rosy Schieß in Basel, geklagt und sie gebeten, allenfalls überflüssige Ölgemälde aus ihrem Familienbesitz an Schiers abzugeben. Sie, die Immerbereite, schickte mir das nur in recht große Räume passende Matterhornbild ihres Jahre vorher zur Malerei übergegangenen Bruders Ernst Schieß, und siehe, es paßte wie angegossen an die Ostwand des Saales und gab dem Raum eine Würde. Eine schöne, wenn schon etwas schwermütige Landschaft des leider früh verstorbenen Malers Müller von Basel in Öl verbrachte ich triumphierend ins Lehrzimmer. Sie mußte aber nach meinem Weggang einem sehr dilettantischen Ölbild eines ehemaligen Schierser Seminaristen weichen. Meine Liebhaberei nach dieser Seite fand also

nicht viel Verständnis. Für den Speisesaal (Nordwand) konnte ich dann ein mir angebotenes Ölbild Plinio Colombis an Zahlungsstatt annehmen, und schließlich kamen zwei bis drei gute, große, farbige Lithographien dazu. Was später noch darüber hinaus dazu kam, war vom Übel; denn die ausschlaggebenden Wandplätze waren vergeben. Man muß in solchen Dingen ja zehnmal abwägen.

Die Vorhallen des Speisesaales — «Lungen» pflegte sie Vetter Nikolaus zu nennen — waren zwar schon als kahle Räume wirksam und befriedigten das empfängliche Auge. Mein Anliegen war indes doch, an die freie Wand rechts beim Eintritt durch die Hauptsaaletüre ein Willkomm-Bild anzubringen, das selbstverständlich eine gewisse Größe haben mußte. Sein Format war nicht viel minder wichtig als sein Inhalt. Da schenkte uns Plinio Colombi seinen großen, vortrefflichen Steindruck der Tellskapelle. Nach meinem Weggang ist er dann nach einigen Jahren aus mir unbekanntem Grunde verschwunden und hat — für mich *horribile dictu* — einem Linoleumschnitt des weiland ebenso großen wie bekanntlich äußerlich häßlichen Pädagogen Heinrich Pestalozzi Platz machen müssen. Jetzt hat auch dieser einem anderen, wenn möglich noch weniger geeigneten Platz zuwandern müssen. Die andere Halle — gegen den Westbau hin — war von mir zunächst mit größter Reserve behandelt worden. Dann hat mein Nachfolger, der im übrigen gelegentlich einen auffallend guten Geschmack zeigte, in die Räume zwischen den Stickkappen kleine gerahmte Ölbilder gehängt, die er sich von einem Maler dritten bis vierten Ranges hatte aufschwätzen lassen, und es ist nicht eben ein Unglück, daß sie seither verschwunden sind, wohl weil sich bei den regelmäßigen Ferienputzeten der jetzige Direktor nicht darum bekümmerte. An der Nordwand dieser Halle hatte ich ein gut stilisiertes Kästchen anbringen bzw. in die Mauer versenken lassen, und das Wandstück daneben hatten wir reserviert für eine gemalte Gedächtnistafel des Herrn Schnorf-Flury. Diese ließ ich dann durch den gewiegten Baudekorationsmaler Herr Thommen von St. Moritz ausfüh-

ren. Es ist der gleiche, dem ich die kahle Hinterwand der alten Aula zur Bemalung in Auftrag gab. Leider muß er technisch nicht ganz glücklich vorgegangen sein; denn es gab mit den Jahren Stellen, wo die al seccho-Malerei sich partienweise ablöste und geflickt werden mußte (nach meinem Weggang, sonst hätte ich ihn selbst kommen lassen, den geistig sehr lebendigen Künstler).

Das aber führt mich auf meine Pläne bezüglich der alten Westbauaula. Ich hatte die Absicht, dem Raum ein geschlossenes Gepräge zu geben, ihn zu einer Art Ahnengalerie der Lehranstalt zu gestalten. Da traf ich ja schon an die drei ausgezeichneten Porträts von Direktor J. G. Allemann und seiner Gattin und Pfarrer Peter Flury. Die stille, aber wirkliche Künstlerin Fräulein Emilie Forchhammer, Tochter des älteren Pfarrers Forchhammer, hatte die Bilder geschaffen. Wer sie geschenkt, weiß ich nicht, vermute aber, sie seien bei Anlaß des Fünfzig-Jahr-Jubiläums der Anstalt hergekommen. Sie waren mit Geschmack gerahmt, und in der gleichen Rahmung gedachte ich, an der Südwand der Aula weiterzufahren und bemühte mich längere Zeit um ein ebenbürtiges Bild von meinem Vorgänger Direktor Zimmerli. Der gute Dr. Flury kannte meine Absicht und ließ in den Notjahren nach dem Krieg durch einen wandernden ungarischen Porträtmaler nach Fotos ein Ölbild von Direktor Zimmerli malen. Leider ist es kleinlich ausgefallen und gab die hohe Energie seines Gegenstandes bei weitem nicht wieder. — Von der gleichen Gesamtidee ging wohl der edle und begüterte Dr. med. V. Hämmerli, der einstige Anstaltsschüler und nun gesuchte Augenarzt in Chur, aus, der einige Jahre nach meinem Wegzug mich in Chur durch den tüchtigen Berner Porträtisten Flück malen ließ. Ich saß ihm an mehreren Tagen und erinnere mich mit Vergnügen seines unablässigen geistreichen Geplauders, während er mit seinem Pinsel drauflos hantierte. Das Bild wurde gut und hängt im Lehrerzimmer nicht nur als Wandzier, sondern etwas vereinsamt und nicht im Sinne meiner ursprünglichen Konzeption; denn unterdessen war die alte Aula aufgegeben

worden, und die neue, so notwendig sie sein mochte, hatte keinen Raum für die Idee meiner Ahnengalerie. Die Bilder wurden im schlecht beleuchteten Zugang etabliert, werden nur mehr flüchtig beachtet und harren des Direktors, der wieder ähnliche Liebhabereien hätte wie ich. Heute gibt es anderes, das oben auf schwimmt: Naturwissenschaften, Sport und Musik. Die bildende Kunst muß sich verstecken, bis wieder für sie ein liebliches Dornröschen erscheint.

Ich sehe deutlich die Verdienste auch meiner zwei Nachfolger, allerdings auch den Abstand von meinem eigenen tief humanistischen und vielleicht auch etwas romantischen Bildungsideal, das ich zum guten Teil einst in meinem sechzehnjährigen Basler Aufenthalt in mich aufgenommen und nie preisgegeben hatte.

Den besonders tiefen Schmerz, den mir das «neue Schiers» in den letzten Jahren bereitete, kann ich aber nicht unausgesprochen lassen. Wir hatten 1920 bis 1922 die Umbauten durchgeführt und dabei den Altbau aus der Anfangszeit der Lehranstalt pietätvoll soweit wie möglich geschont. Das war bei mir nicht nur die Liebhaberei der Historiker und die Dankbarkeit gegenüber dem ersten, wirklich bedeutenden Direktor J. G. Allemann. Auch ästhetische Erwägungen spielten mit. Schiers war in seiner Größe — ich rede von der Anstalt — ein bißchen ein Ungeheuer geworden, ein Mixtum compositum, und das empfand ich oft schmerzlich. Aber an einer Stelle wehte noch etwas vom alten Geist der Gründungsjahre. Das war der Holzbau gegenüber dem Doktorhaus und das alte Bogenportal, das einen so freundlich grüßte, wenn man die kurze Kastanienallee durchschritten hatte. Damals, als dieses übrigens auch rein ästhetisch bewertet schönste Stück der Anstalt preisgegeben wurde, als das schlichte und eben darum so schöne Portal kassiert wurde und die Roßkastanien unter Säge und Beil fielen — es wird vor drei bis vier Jahren gewesen sein —, da sind mir buchstäblich die Tränen gekommen. Der Haupteingang aber, der dann an die Stelle dieser Dinge trat,

ist so banal und ohne Geist, als ginge es hinein in ein Industriegebäude dritten Ranges.

Ich habe mich vielleicht etwas zu lange bei diesen Dingen aufgehalten, aber es reut mich nicht. Hauptsachen sind's nicht, am wenigsten gemessen an der allgemeinen Tendenz der neuen Zeit, die es so schwer hat, von der erdrückenden Menge sich überstürzender Neuerungen den Rückweg zu finden zur besten humanistisch-christlichen Tradition und Sammlung.

Die Bauzeit mit ihrem gewaltigen Geldausgeben und ihrer Ruhelosigkeit führte mich übrigens zu wichtigen inneren Auseinandersetzungen. Über zwei Dinge ließ sie mich allmählich ins reine kommen: die Notwendigkeit unserer Anstalt als Hilfsinstitution in unserem Schulwesen und sodann Sinn und Bedeutung der konfessionellen Schule im allgemeinen. Nie zuvor in meinem Leben hatte ich ganz gründlich über diese beiden Dinge nachgedacht.

Zuerst die Notwendigkeit von Schiers, vielleicht werde ich bescheidener und gleichzeitig besser sagen «seine dauernde Wünschbarkeit». Es ist einleuchtend, daß mich das Thema schon in den ersten zwei Jahren sehr bewegte, als ich genötigt war, durch gelegentliche Propagandareden Stimmung zu machen für die Finanzierung. Konnte man nicht am Ende sagen: «Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan; der Mohr kann gehen.» Schiers hatte ja nun 75 Jahre bestanden und war als Lehrerseminar, seiner ursprünglichen Bestimmung, nicht mehr so wichtig wie um 1837. Das gilt vorerst für Graubünden. Jetzt hatte Chur ein durchaus leistungsfähiges Lehrerseminar. Der Geist desselben entsprach ja nicht völlig dem, was Schiers wollte, aber er war seit dem Dienstantritt meines heute noch verehrten Freundes, Seminar-direktor Paul Conrad, wenn schon religiös freisinnig, so doch keineswegs der religiösen Erziehung abgeneigt. Man würde heute sagen, er neigte zwar zum kritischen Rationalismus, näherte sich aber mehr und mehr positiver Offenbarungsreligion. Und das gleiche galt dann auch – ja in vermehrtem Maße – von seinem Nachfolger Dr. Martin Schmid, dem

ich nahe stand. Der Radikalismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte sich politisch und religiös ausgetobt. Ich kannte die Lage, hatte schon in meiner Praxis Dutzende von älteren und jüngeren Bündner Primarlehrern kennen gelernt, die als religiöse und evangelisch-kirchliche Erzieher durchaus ernst zu nehmen waren. Es bestand kein Grund mehr für Graubünden, das Schierser Seminar gegen das Churer auszuspielen. Auch war seine Frequenz aus Graubünden in den Jahren meines Dienst-antrittes recht gering, wie denn überhaupt unsere Seminarabteilung 1918/19 auf das Minimum von 33 Schülern zurückgegangen war. Wenn man aber das Schierser Seminar mit seinen Schwesteranstalten Untersträß und Muri-salden verglich in seiner Wirkung nach der positiv-konfessionellen Seite hin, so stand es sichtlich zurück.

Nun hatte dann aber die Lehranstalt Schiers besonders seit der Ära Direktor Baumgartners eine starke Wandlung durchgemacht. Die Realschule hatte sich ausgewachsen Schritt um Schritt zur eigentlichen Mittelschule, und Direktor Zimmerli hatte, wohl teilweise aus finanziellen Gründen, diese Entwicklung bewußt gefördert und in den späteren Jahren seiner großzügigen Wirksamkeit mit Unterstützung des kantonalen Erziehungschefs, Regierungsrat J. P. Stiffler von Davos, eines ehemaligen Schierser Seminaristen, sogar die Berechtigung erlangt, eigene Maturitätsprüfungen, selbstverständlich unter Kontrolle der kantonalen und eidgenössischen Organe, durchzuführen.

Nun mußte die Frage sich erheben: «Cui bono? Wer besuchte die Schierser Mittelschule? Gab es nicht schweizerische Gymnasien genug auch ohne Schiers?» Die Antwort sich gewissenhaft zu geben, war eine der ersten Aufgaben meiner Schierser Jahre. Dabei sah ich von den Schülern ab, die eben kamen, weil ihnen rein örtlich Schiers am nächsten lag und auf Grund der damaligen Schulgelder der Schulbesuch sie am wenigsten kostete. Das waren Externe und gleichzeitig natürlich die Lehrerkinder. Nun aber die andern, die wenigstens den Versuch machten, ins Internat einzutreten? Da

waren zunächst Schüler aus Gegenden, die nicht über eine leicht mit der Bahn zu erreichende Mittelschule verfügten. Dabei ist an Bündner Gegenden, aber auch an den Kanton Glarus, an das Zürcher wie St. Galler Oberland zu denken und außerdem an solche, deren Eltern ihre Geschäfte im Ausland betrieben. Ob sie eine ausgesprochen religiös-positive Erziehung wünschten, bleibt dahingestellt. Zu ihnen zählten häufig Söhne von Landpfarrern und Landlehrern. Es gab aber auch stets Eltern, die sehr bestimmt religiös-positiv gerichtet waren und daher uns Vertrauen entgegenbrachten.

Nun aber kam eine andere, wie ich allmählich vernahm, nicht geringe Gruppe. Ich schicke die voraus, die in der heimatlichen Mittelschule nicht prosperierten, d. h. nicht befördert worden waren, Leute, die Schiers nicht selten ein wenig in Verruf brachten, übrigens gar nicht immer die schlechtesten Schüler wurden. Sodann solche, deren Erziehung im Elternhaus auf einen toten Punkt gekommen war. Endlich aber gar manche aus geschiedenen Ehen oder solchen, die vor der Scheidung standen. Man könnte einen Roman darüber schreiben. Auch etwa ein zunächst eigentlich psychisch Gehemmter war darunter. Auch die Verwaisten habe ich noch zu nennen und endlich die nicht geringe Zahl der Welschen aus der französischen Schweiz, die eine deutschsprachige Schule durchmachen sollten. Alles in allem: Ich war schon im Lauf des zweiten Jahres so weit – und im Verlauf des achten erst recht –, zu meiner These zu stehen: Schiers, auch wenn man das Lehrerseminar ganz außer Betracht läßt, «müßte» ersetzt werden, wenn es einginge, sofern ihm finanziell die Kraft bleibt, nicht nur Herrensöhne aufzunehmen, sondern Knaben des Mittelstandes, und das beruhigte mich. Was mich aber von Jahr zu Jahr immer mehr beunruhigte, war die wachsende Zahl mittelmäßig begabter Maturanden der Mittelschule, die man von Klasse zu Klasse mühsam weiterschleppte, statt sie rechtzeitig auf einen anderen Weg zu weisen. Nur mußte ich dann feststellen, daß diese Misere nach meinem Weggang noch anwuchs (übrigens auch an andern Mittelschulen besteht). Heute haben wir die

Bescherung, daß der Zudrang zu den Hochschulen auf die Qualität ihrer Leistungen drückt und die Zahl der Graduierten nächstens den Wert des akademischen Grades halb annulliert und man bereits beginnt, von einem akademischen Proletariat zu reden, das den wirklichen Bildungsstand und – den Staat belastet. Irgendwo wird's dann enden. Hoffen wir, es müsse nicht sein in einer großen, gewaltsamen Erhebung derer, die noch die Hand gebrauchen, nicht nur einen mit unvergorenen Dingen angefüllten Kopf. Schiers aber mit seiner Mittelschule hat sich dabei mitschuldig gemacht, sofern es nicht zu dem, was es schlecht und recht in die Köpfe seiner Schüler hineingab, ihnen noch etwas Besseres mitgab. Und davon, von der konfessionellen Bedeutung der Evangelischen Lehranstalt, haben wir nun zu reden.

Die aus der rein praktischen Erfahrung geschöpfte Beruhigung in bezug auf die Existenzberechtigung unserer Evangelischen Lehranstalt war gewiß wertvoll, sollte aber im Laufe der ersten Jahre schon unterbaut werden von andern, diesmal stärker in die Tiefe gehenden Erkenntnissen. Es ging dabei um die Bedeutung des evangelischen Freischulwesens überhaupt und seine prinzipielle Begründung. Ich war nun einmal Direktor einer der ältesten «Bekenntnisschulen» des Schweizerlandes, die dann im Laufe der Jahre auch dem Evangelischen Schulverein beitrug (gegründet 1881). Es konnte nicht anders sein, als daß ich mich in das Problem der evangelischen Freischulen zu vertiefen begann. Zuerst vielleicht mehr ex officio, bald aber mit Interesse, das sich von Jahr zu Jahr steigerte. Schon in unserem Baujahr 1920 hatte ich begonnen und mich mehr und mehr in unsere Literatur über den Gegenstand hineingelesen, und zwar in die reformierte wie die katholische. Den reformierten Freischulen war damals ein neuer Stern aufgegangen in dem Ordinarius für neuere Geschichte an der Basler Universität, dem geistvollen Prof. Hermann Bächtold, mit dem ich in der Folgezeit auch öfters zusammenarbeiten durfte. Er hatte seine schulpolitischen Gedanken zusammengefaßt in der Schrift «Freie Schule und Staats-



LEONHARD MEISSER: PARIS

schule» und wurde durch dieses Programm auf Jahre hinaus (leider starb er früh an den Folgen von Überarbeitung) zum Neubeleber und eigentlichen Führer der reformierten Freischulbewegung der Schweiz. Mir aber ging beim Studium der einschlägigen reformierten und nicht zuletzt der katholischen Literatur eine neue Welt auf. War mir bisher das reformierte Freischulwesen wie vielen Pfarrern doch mehr eine Winkelsache weltanschaulich ängstlicher Kreise gewesen, so wurde es mir mehr und mehr staatsrechtlich und dann vor allem religionspädagogisch und konfessionell zur hochbedeutsamen Angelegenheit, und die Forderung der Staatsschule um jeden Preis entschleierte sich mir als politisches Dogma im uralten, sich stets wieder erneuernden Kampfe zwischen Kirche und Staat. Und dann zeigte sich mir wieder so recht das Providentielle in der nicht durch mich selbst gewollten Gestaltung meines Lebens. Ich fühlte mich «hineingestellt» in meine Schierser Aufgabe wie nie zuvor. Sie wurde mir zur intensiv-protestantischen, konfessionellen Angelegenheit, doch nicht im Sinne einer Erneuerung des Kulturkampfes, sondern einer Annäherung der beiden mitteleuropäischen Konfessionen in der Abwehr gegenüber Eingriffen des Staates in die höchsten geistigen Rechte des Elternhauses und der kirchlichen Gemeinschaft. Nun lernte ich auch den Katholizismus der Schweiz erst genauer kennen, nicht in seinem äußeren Machtstreben und seiner Laxheit gegen paganistische Elemente im Denken des Volkes, sondern in seiner Würde und mutigen Konsequenz gegenüber der Omnipotenz des Staates. Und je mehr ich mich vertiefte in die Ausdehnung, aber auch die Qualität des katholischen Freischulwesens in der Schweiz, von unten her bis hinauf zur freien Universität Freiburg i. Ue., desto größer wurde meine Achtung, nicht vor jeder Einzelheit, die an diesen Schulen gelehrt wird, sondern vor der gesamten religiös-erzieherischen Leistung, während der Protestantismus vor dem Staat und seinem politischen Dogma der Staatsschule kapitulierte und nur im Laufe der Zeit mit der Errichtung seiner freien Volksschulen, Lehrerseminarien

und Mittelschulen, zu denen ja auch Schiers gehört, leidenschaftslos, aber überzeugungstreu gegen diesen politischen Glaubenssatz protestierte.

Im Oktober 1921 hatte ich bei der Jahresversammlung des Evangelischen Schulvereins in Brugg das Hauptreferat zu halten, war also auch dieses Jahr wieder — nun zum drittenmal — ohne eigentliche Sommerferien geblieben; denn nur die schulfreie Zeit ließ den Direktor zur Ausarbeitung eines gewichtigen Referates kommen. Ich ergriff die Gelegenheit doch nicht ungern, mich dem Schulverein vorzustellen. Die Versammlung war gut besucht, das Lokal (geräumiger Hotelsaal) günstig. Mit Freuden entdeckte ich manch ein liebes, lange nicht mehr gesehenes Gesicht, und das liebste war mir dasjenige meines Freundes Dr. Alb. Barth, der nun schon einige Jahre als Töchterchulrektor in Basel amtierte, und mit Wonne denke ich an den Abendspaziergang, den ich hernach mit ihm der Reuß entlang machte im Sonnenuntergang bis hinauf nach Müligen, von wo die selten begabte Familie Barth stammt und wo bekanntlich auch der große Heinrich Pestalozzi zeitweilig sein Zelt aufgeschlagen hatte. A. Barth war nicht Mitglied des Evangelischen Schulvereins als Rektor einer gewaltigen Basler Schule des Staates. Er wäre es auch nie geworden, billigte aber doch gar vieles, was ich ausgesprochen hatte, und nie haben wir eine innere Entfremdung erlebt in den sechs Jahren, die er noch zu leben hatte. Er ist zu meinem tiefen Schmerz im Jahre 1927 gestorben.

Doch nun mein Referat, das gegen andert-halb Stunden dauerte und, wie ich deutlich erkennen konnte, mit großer Teilnahme verfolgt wurde. Aus dem Ärmel geschüttelt war es wahrlich nicht. Schon der Titel war ein Stück Programm. Er hieß: «Staatsschule und Bekenntnisschule» und zerfiel in die drei Hauptabschnitte: 1. Das Problem, 2. Die religionspädagogische Erwägung, 3. Die kirchenpolitische Sorge. Auf Einzelheiten trete ich hier nicht ein. Einiges von ihrem Inhalt ist schon oben genannt. Wenn sich aber je noch ein Mensch für die Arbeit interessieren sollte, so

findet er sie an drei Orten gedruckt. Zuerst im «Evangelischen Schulblatt» jenes Jahres, sodann (etwas zusammengedrängt) in Nr. 46–49 des Jahrgangs 1921 des «Kirchenblattes für die reformierte Schweiz» (damaliger Schriftleiter Pfarrer Dr. Jac. Wirz in Basel). Endlich ließ ich mir dann sagen, daß das Referat in größeren Partien auch in das «Katholische Schulblatt» der Schweiz übergegangen sei. Mein Standpunkt war also festgelegt, und in diesen Dingen ist er es auch geblieben, auch in den Jahren, da ich mich dann selbst in den Dienst einer staatlichen Mittelschule begab aus Gründen, die später anzuführen sind. Übrigens verwies ich damals bei meiner Berufung nach Chur unseren Bündner Erziehungschef mit Nachdruck auf meine ketzerische Einstellung der Staatsschule gegenüber. Er lächelte und sagte: «Das weiß ich; aber wir brauchen nun eben einen Religionslehrer, der seiner Aufgabe gewachsen ist. Und das bist du.»

Das war 1921 gewesen in Brugg. Anderen Jahres (oder vielleicht erst 1923) veranstaltete der Evangelische Schulverein einen Lehrerkursus im Heinrichsbad. Ich wurde zur Mitwirkung aufgefordert und wählte mir das Thema «Die Bedeutung der ‚Gewöhnung‘ für die religiöse Erziehung» und führte dabei manches genauer aus, was ich in Brugg nicht hatte weiter ausführen können. Wieder betonte ich sehr den Wert der freien Bekenntnisschule, auch des Internates (des ausgesprochen reformiert-christlichen) mit seinen Erziehungsmitteln der Gewöhnung und wies auf die nach der religiös-konfessionellen Seite hin überlegene Pädagogik der katholischen Internate. Gerne gehört haben's bei weitem nicht alle, wie mir schien, und gar mancher verließ wohl meinen Vortrag mit einem wohlwollenden Ja – aber. Unsere reformierte Kirche ist nun eben einmal vorderhand noch an die Staatsschule verkauft. Aber sie wird dadurch nicht lebendiger und charakturvoller.

So hatte ich nun von zwei Seiten her festen Boden gefunden. Ich war ins reine gekommen über die Notwendigkeit einer Anstalt, wie Schiers sie bot, vom allgemeinen Erziehungsbedürfnis aus gesehen. Es gab eine lange Reihe

von praktischen Fällen, die aus geographischen, familienpsychologischen Gründen, aber auch mit Rücksicht auf physische Erstarkung der jungen Leute nach einer zeitgemäß ausgebauten Internatsschule riefen, die kein Geschäft, sondern durchaus gemeinnützig gedacht war und gleichzeitig erschwänglich auch für den kleinen Mittelstand. Das zweite aber war die Bedeutung von Schiers als konfessionelles Lehrerseminar und Mittelschule mit eigener Maturität. Wieso dann mein Amtsnachfolger, Direktor Blum, schon ziemlich bald nach seinem Antritt auf einer kantonalen Lehrerkonferenz sagen konnte, Schiers sei keine Bekenntnisschule, blieb mir ein Rätsel, wenn es schon nicht als persönliche Kränkung gedacht war.

Siebeneinhalb Jahre dauerte meine Tätigkeit in Schiers, die ich selbstverständlich nicht von derjenigen Mamas trennen kann und will; denn zum ersten war sie zeitweilig fast ebenso angespannt wie ich, wenn sie schon vom Besuch des Frühstücks im großen Saal dispensiert war. Zum andern aber ist zu sagen, daß mein manchmal wohl etwas scharfes Regiment, das übrigens zumal in den Anfangszeiten recht nötig war, durch Mamas Wesen gemildert wurde. Ob ich ein guter Erzieher war, wage ich nicht zu entscheiden. Man wird in dieser Hinsicht an mir Kritik geübt haben wie an meinen Vorgängern und Nachfolgern. Die Größe des Internates zwang öfters zu Maßregeln, die mir selbst unsympathisch waren. Mein Prinzip war möglichste Ordnung und Disziplin, und das bedeutete einen steten Kampf. Doch lag mir daran, wenn irgend möglich persönlich an die einzelnen Schüler heranzukommen. So konnte die gelegentliche Härte der Ordnungsregeln gemildert werden. Es verging kein Tag, ohne daß ich mir Schüler auf mein Studierzimmer beschied, vornehmlich nach dem Nachtessen. Da wurde manches mit freundlichen Worten geregelt, was im Kampf um Ordnung und Anstand hart getönt hatte. Sprechstunde gab's nicht. Zugänglich war ich stets. Die Samstagszensur in der Aula hielt in der Regel der tapfere, ab und zu etwas stark militärische Herr Bänziger und hat mir damit einen großen Dienst geleistet. Mein

Nachfolger führte dann eine Form der «Selbstregierung» der Schüler ein. Doch hat er schließlich nach vierzehn Jahren seinen Posten ziemlich aufgebraucht und erbittert verlassen, ist auch seither nie mehr in Schiers erschienen, obschon er im allgemeinen bei der Schülerschaft durchaus nicht unbeliebt war. Wichtig war mir das gute Einvernehmen von Direktor und Lehrerschaft, und zwar aus «erzieherischen» Gründen. Wie ich glaube, ist mir dies gelungen, d. h. es erscheint mir heute im Rückblick als das besondere Geschenk meiner Schierser Jahre. Eine Cliquenbildung unter der Lehrerschaft gab es in meinen acht Jahren nicht. Ich glaube nicht, daß mich je ein Lehrer mit Absicht kränkte. Wohl aber gab es mehrere unter ihnen, um nicht zu sagen viele, die stets bereit waren, dem Ganzen Opfer an Zeit und Mehrarbeit zu bringen. Diese persönliche Willigkeit gehört zu meinen schönsten Schierser Erinnerungen, und die moralische Haltung der Lehrerschaft war einwandfrei. Vielleicht waren es eben die Nöte und Sorgen der Kriegs- und Nachkriegszeit, die uns zusammenschlossen als «Privatschule».

Als mich seinerzeit Tante Cécile Schieß-Riggenbach fragte, ob ich denn eine Vorliebe habe für das «Erziehen», war ich beinahe erschrocken, weil ich nie darüber nachgedacht hatte. «Erziehen» war mir eine irrationale, durch kein System erfaßbare Angelegenheit, die jeder wieder ein wenig anders handhabt. Der Ausfluß seines eigenen Wesens in der Richtung, aus dem ihm Anvertrauten einen anständigen Menschen und guten Christen zu machen. Dabei wußte ich, daß es eine Anzahl Erzieheregeln gebe, die man aus der Erfahrung schöpft, und daß daneben Erziehungsschnitzer gemacht würden selbst von wohlgesinnten Leuten, die man eben kennen und vermeiden müsse. Dabei sei aber bei jedem Pädagogen ausschlaggebend der Eros im platonischen Sinn des Wortes oder, vielleicht besser gesagt, die Mischung von Eros und Agape, wie sie in einem wirklich christlich gestimmten Gemüte sich vollzieht. Das war mein pädagogisches Bekenntnis und ist es im Grunde geblieben bis zum heutigen Tag. «Erziehen» ist eine Kunst

von Mensch zu Mensch, die der eine hat und der andere nicht, etwas wie Musik und bildende Kunst. Man gehe hin und versuche es. Man wird schon merken, ob man es «kann» oder nicht und als ehrlicher Mensch die Konsequenzen ziehen, früher oder später. Meine eigene Erfahrung auf diesem Gebiet ließ mich zwar nie ganz verzweifeln; denn der Eros dem jungen Menschen gegenüber fehlte mir selten und machte sich bezahlt. Aber für einen großen Pädagogen hielt ich mich nie. Der Skeptiker gegenüber dem «vom Menschen aus auf den Menschen» Bewirkten blieb zu stark und die Scheu, dem andern zu nahe zu treten. Über eine gewisse Verhaltenheit kam ich nie weg, selbst den eigenen Kindern gegenüber. Was mir dennoch den Mut gab, in eine größere pädagogische Aufgabe hineinzutreten und jahrzehntelang in ihr zu stehen, war meine Freude am Unterrichten und das ganz bestimmte Kraftbewußtsein, das mir je und je dabei kam, auch da, wo die gewünschte Resonanz in den Herzen der jungen und älteren Hörer etwa erkämpft werden mußte. Und so darf ich vielleicht von meinen Schierser Jahren sagen: «Ein großer Erzieher war ich nicht, aber ein tüchtiger Lehrer.»

Um so bewußter war nun allerdings meine eigentliche Lehrtätigkeit, und zwar auf allen Stufen. Geringe Sorge bereitete mir der Religionsunterricht jeder Art. Dafür hatte ich eine Lehrzeit von mehr als zwanzig Jahren hinter mir. Nicht ohne Bangen ging ich dem Unterricht in einigen Fächern des Lehrerseminars entgegen, wie ich denn überhaupt als Seminarleiter mich wenig wohl fühlte. Es war kein Unglück, daß eben in den Jahren 1918–1926 der Zudrang zu den Lehrerseminarien nicht groß war. So konnte ich für alle Fälle nicht viel verderben. Doch wuchs meine Freude auch an diesem Unterricht fast von Jahr zu Jahr, je mehr ich mich in ihn hinein gearbeitet hatte. Geradezu zum hemmenden Komplex wurde mir die Aufgabe, Psychologie zu erteilen. Das war das Fach, in dem ich mich nie zu Hause fühlte, weil ich an seinen didaktischen und erzieherischen Wert nicht recht glaubte. Und nun hatte sich eben der Lärm um die

Psychoanalyse erhoben. Ich kam nicht darüber weg, daß dieser Analyse bei manchem Wertvollen der Mangel anhafte, aufzulösen, zu zerlegen, was hintendrein schwer wieder zur gottgewirkten Einheit zusammengefaßt werden kann. Es gibt Gebiete, wo das «Alleswissenwollen» daneben schlägt. Und so trennte mich ein Vorurteil von diesem Fach, obschon ich ihm die Achtung vor seiner Arbeitsleistung nicht versage. Was mich dann neuerdings recht interessierte, ist die Stellung des römischen Papstes zur Psychoanalyse. Ich betrachte sie als gesunde Reaktion. Doch möchte ich mich in diese Dinge nicht zu tief einlassen. — Damals, im Herbst 1918, bedeutete es mir eine rechte Erlösung, als mir der Anstaltsvorstand die Kompetenz erteilte, die Psychologie am Seminar durch den gewiegten Zillerianer alt Seminardirektor Dr. Wiget, der damals in Buchs privatisierte, erteilen zu lassen. Er tat es recht gerne — natürlich nicht ohne angemessenes Honorar — und bot auch uns am Lehrertisch des Internates manche wertvolle Anregung, bis dann nach anderthalb Jahren der stets so arbeitswillige Pfarrer Hans Graf das Fach übernahm. Ich selbst aber warf mich um so freudiger auf die Allgemeine Pädagogik, Allgemeine Didaktik und ganz besonders auf die Geschichte der Pädagogik, die ich gründlich betrieb und wohl intensiver nach den Quellen studierte als irgendeiner meiner Vorgänger. Schließlich wurde sie mir zum eigentlichen Spezialfach, das mich in meinen Privatstudien weiterbeschäftigen sollte bis in meine alten Tage. Hier durfte ich etwas Fachmann werden, so daß ich schließlich den Titel eines «Seminardirektors» doch nicht ganz mit Unehre trug.

Daß mich das Problem der «religiösen Erziehung» stets beschäftigte, ist weiter oben schon durch mein Hineinwachsen in die evangelische Freischulbewegung erwiesen, ja es hat mich zeitweilig recht umgetrieben. Ich traf in Schiers noch die althergebrachte Sitte an, jeden Tag mit einer Abendandacht zu schließen, anfänglich im Speisesaal und später in der Aula. Doch wußte ich bereits, wie manche und nicht nur unberechtigte Kritik daran ge-

übt wurde. Der Brauch war schon während der Krankheit des Direktors Jak. Zimmerli und dann während des Interregnums etwas aufgelockert worden. Jetzt verfügte ich, übrigens im Einverständnis mit dem Vorstandspräsidenten, Pfarrer Flury, folgendes: Auf eine Morgenandacht wird ganz verzichtet. Sie beschränkt sich auf Verlesung der Brüdergemeindelösung und den Gesang einiger (meist zweier) Gesangbuchverse. Die Abendandacht aber in der Aula findet nur noch dreimal pro Woche statt: am Sonntag, Mittwoch und Freitag. (Sie hat sich auf etwa 20 Minuten, inklusive Gesang) zu beschränken (Bibelabschnitt und Erklärung). Mit einem gemeinsamen Besuch des Sonntags-gottesdienstes in der Kirche wird nur noch an jedem zweiten Sonntag gerechnet, dann aber mit Appell und konsequenter Bekämpfung des häufigen Schwänzens. An den gottesdienstfreien Sonntagen hält der Direktor einen Jugendgottesdienst für die drei untern Klassen in der Aula, somit eine Art Kinderlehre.

Die Belastung mit drei Abendandachten pro Woche war mir zu schwer. Da ist jeweilen am Freitag der tapfere und theologisch sehr tüchtige Pfarrer Hans Graf für mich eingesprungen. Ich war selbstverständlich stets anwesend und durfte mir bald sagen, daß er's besser machte als ich. Da ich mir sagte, daß am obligatorischen Kirchgangssonntag eine abermalige biblische Andacht in der Aula des Abends ein Zuviel sein könnte, kam ich zu folgender Lösung: Ich beschränkte mich an diesen Sonntagen — neben Gesang und freiem (kurzem) Gebet auf das Vorlesen sorgfältigst ausgewählter religiöser Gedichte oder Partien daraus. Da kam dann nicht nur die im Gesangbuch auftretende christliche Dichtung zum Wort, sondern auch Leute wie C. F. Meyer, Eichendorff, Claudius, Geibel, Geroock usw., ja selbst Paul de Lagarde, Annette von Droste, Pater Theobald Masarey (der damals in Par-disla amtete) und noch gar manche andere. Selbstverständlich nur vier bis sechs Stück an einem Abend, ja auch etwa ein Stück aus Goethe und Schiller (ein kurzes). Die Aufmerksamkeit war meist lautlos. Und vor einigen Jahren hat mir ein begabter einstiger Schüler

erzählt, daß «diese» Sonntagabend-Andachten ihm ganz besonders wohlthuend gewesen seien.

Aber eine andere Reminiszenz gehört auch in diesen Zusammenhang. Wir hatten in die oberen Klassen einen baumlangen, übrigens tief anständigen Schüler bekommen, den Sohn eines freisinnigen Bündner Politikers, der, wie ich wußte, auch religiös-freisinnig eingestellt war, so daß ich fast erschrak, als der Jüngling angemeldet wurde. Nach einigen Monaten begegnete ich dem schneidigen Vater in Chur — er war nebenbei Nationalrat und eidgenössischer Oberst — und fragte ihn: «Nun, Herr Oberst, wie befindet sich denn Ihr Albert in Schiers?» Die Antwort: «Recht gut.» Und der Papa erzählte unaufgefordert weiter, er habe gelegentlich den Jungen gefragt, wie er sich denn mit diesen pietistischen Andachten zurechtfinde, und der habe geantwortet, ohne jedes Zögern: «Ja, Papa, diese habe ich sogar recht gern!»

Was aber mich selbst betrifft, so kann ich nicht bestreiten, daß das «Andachtenhalten» mir wahrlich nicht immer leicht wurde. Wenn ich am Schreibtisch saß den ganzen Nachmittag; denn die Korrespondenz wuchs oft unheimlich an. Und wenn ich dann nebenher, gleichsam mit dem Pedal, mich noch mit dem Inhalt der Abendandacht beschäftigte. Und dann — wie ich im Frühling 1926 diesen Nöten entronnen war und an einer öffentlichen, interkonfessionellen Schule wirkte ohne Schulandachten — da hat mich gar nicht selten eine tiefe Sehnsucht ergriffen nach den Abendandachten in der Anstaltsaula zu Schiers. Ganz vergeblich können sie doch nicht gewesen sein. Gott weiß es!

Meine übrigen Taten als Schierser Direktor können in den Jahresberichten nachgelesen werden. Besonders erwähnenswert sind sie nicht. Ich tat, was die jeweilige Gegenwart von mir verlangte, suchte die zwanzigköpfige Lehrerschaft arbeitsfreudig zu erhalten und erntete, wie ich glaube, von ihr Vertrauen und Achtung. Peinlich kontrolliert habe ich sie nicht und besuchte nur ganz ausnahmsweise die Unterrichtsstunden der älteren Lehrkräfte. Es waren sehr tüchtige darunter und auch recht

Mittelmäßige. Aber wo ist das anders? Hätten wir an einer Mittelschule lauter hervorragend tüchtige Kräfte, würden die Schüler überfordert. Was ich besonders schätzte, war der ausgesprochen christliche Charakter verschiedener unter ihnen. In dieser Hinsicht war ich besonders dankbar für Leute wie Dr. Rud. Preiswerk und Übungsschullehrer Jean Klaas. In Fragen der geistigen Schulorganisation war mein besonderer Berater Herr Jakob Zimmerli, der Sohn meines Amtsvorgängers. Er hatte es zwar unter dem Druck seines Vaters versäumt, einen Doktorhut zu erwerben, verfügte aber über eine sehr gediegene humanistische Allgemeinbildung. Für Verwaltungsfragen beriet mich in bester Weise Herr Karl Schneider, der Lehrer für Naturgeschichte und Zeichnen, fast gleichen Alters wie ich und heute noch der treue Freund meiner alten Tage. Er war — und ist's heute noch — der Verwalter des Prättigauer Krankenhauses. Der hingebenden erzieherischen Mitarbeit des Herrn Gottfried Bänziger ist bereits gedacht worden.

Unsere Schierser Jahre (ich schließe Mama sehr bedacht ein) waren, kurz gesprochen, «Muse und Arbeit», oft über unsere Kräfte hinaus. Der etwa dreiviertelstündige Gang ins Freie (fast immer die gleiche Wanderung nach der Landquartbrücke im «Lösli» und dem Fluß entlang bis zur Schraubbrücke und hinein bis zum Haus Willi und zurück der alten Straße nach) war nur zu oft die einzige Erholung des Tages. War dann der letzte Tag des Tertials erreicht, die große Mehrzahl der Schüler abgereist, streckte ich mich der Länge nach aus auf dem alten, sonst von mir kaum benutzten Biedermeiersofa in meinem Studierzimmer in einem Zustand seligsten Müdeseins. Gott sei Dank für eine Weile «procul negotiis» — wenigstens frei vom Getümmel der Schule und des Internats. Das elektrische Läutwerk wird abgestellt und eine gute Stunde lang eingegangen ins Nirwana. So müde und gänzlich ruhebedürftig! Und jetzt «durfte» man es sein, ganz sein!

Für mich war die Haupterfrischung die Umstellung meines Geistes auf etwas ganz anderes. Bald hatte ich es heraus, daß im benach-

barten Doktorhaus, besonders in seinen Estrichräumen, eine wahre Fundgrube für die Geschichte des Pietismus in Graubünden zu finden war (die Roselische Bibliothek), noch fast gänzlich unausgeschöpft, und mein lieber Freund, Prof. Wernle in Basel, hatte bereits sein Großwerk über den schweizerischen Protestantismus im XVIII. Jahrhundert begonnen und beflügelte meine eigenen Quellenstudien, die besonders meine jeweiligen Sommerferien ausfüllten. Dazu kam dann meine Entdeckung, die ich Herrn Jean Klaas verdankte, daß draußen in Zizers bei der alten, gütigen, halb erblindeten Frau Ingr. Schucan-Amstein noch bedeutende handschriftliche Bestandteile des Nachlasses der Familie Amstein lagen, soweit sie nicht durch Dr. Haffter bereits den Weg in die Kantonsbibliothek gefunden hatten. Zurückgeblieben und unverwertet war aber noch eine Menge von Blättern und Blättchen zum Lebensbild des Begründers der Familie des Arztes und Schwagers von Ulysses v. Salis-Marschlins, Dr. Johann Georg Amstein. Andere Manuskripte beschlugen auch den Dichter Johann Gaudenz v. Salis-Seewis und sodann den Pädagogen Martin Planta und sein Werk. So wuchs ich hinein in den ganzen Zizerser und Marschlinser Kreis der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts, und ich konnte jetzt Sommer um Sommer in den Ferien hineinwachsen auch in diese Welt und dies und das publizieren, was bis dahin unbekannt geblieben war. Ich wurde mehr und mehr zum Fachmann dieses geistigen Raumes.

Damals, in meinen fünf letzten Schierser Jahren, begann mich der Doppelplan zu beschäftigen; ich begann zwei Monographien zu schreiben, die eine über die Geschichte des Pietismus in Graubünden und die andere über Martin Planta und seine Zeit, und Herr Oberst Theophil v. Sprecher, das gewichtige Mitglied des Schierser Anstaltsvorstandes, begrüßte meine Absicht sehr und vermittelte mir nicht selten Beiträge aus seinem bekanntlich sehr reichen Maienfelder Familienarchiv. Das waren nun allerdings Pläne, die über die Kraft eines viel beanspruchten Schierser Anstaltsdirektors hinausgingen. Aber sie wurden, wenn schon

dann nur fragmentarisch ausgeführt, zum Segen für mein ganzes Leben, für den ich Gott danke jetzt, wo dieses Leben sichtlich dem Abschluß entgegengeht. Und fast möchte ich in diesem Zusammenhang in die Worte des Joh. Amos Comenius einstimmen: «Ich danke meinem Gott, der da wollte, daß ich mein Leben lang ein Mensch der Sehnsucht sein sollte» (Beginn seiner kurzen Autobiographie, die er im achten Jahrzehnt seines bewegten Lebens schrieb unter dem Titel «Unum necessarium»).

Damit sind nun aber meine Schierser Ferien-erinnerungen keineswegs erschöpft. Wie glücklich waren Mama und vor allem ich, nun einmal wieder einige Sonntage zu haben, wirkliche Sonntage ohne die Last der Verantwortung für die Internen, die nie abriß, bis um 10 Uhr etwa die Gewißheit war, daß keiner mehr fehle und auch der letzte von seinem Sonntagsvergnügen heimgekehrt war. Manch eine Sorgenacht haben wir in Schiers vom Sonntag auf den Montag verbracht! Die Ferien aber schenkten uns den Sonntag neu — übrigens auch in anderer Hinsicht. Und dann brachten sie uns selbst auch wieder etwa einen Sonntagnachmittags-Ausflug.

Die Krone waren aber doch einige eigentliche Sommerferienaufenthalte, die wir uns gestatten konnten, Mama und ich. Einmal war es eine Woche im bekannten Gasthaus der Fausta Capaul in Brigels, ein andermal das erste, wenn schon noch recht zeitlich beschränkte Bekanntwerden mit dem gutbürgerlichen Posthotel in Conters im Oberhalbstein, einem Stück Graubünden, das wir in den späteren Jahren von Chur aus so gründlich und wahrhaft beseligend kennen lernen sollten. Eine eigentlich liebliche Erinnerung bedeuteten uns beiden aber die acht bis vierzehn Tage im Bad Peiden im Lugnez. Wie wir eben darauf kamen, kann ich heute nicht einmal mehr bestimmt sagen. Es war meine große Sehnsucht nach diesem höchst eigenartigen, an alter Bündner Volkskultur so reichen Hochtal. Ich hatte von Thusis aus einmal hineingeschaut und mir so wertvolle landschaftliche und damals für weitere Kreise noch so wenig bekannte kunsthistorische Entdek-

kungen gemacht. Und für Mama und mich kam dazu die verhältnismäßige Nähe von Duttig und seinen Erlebnissen. Also Gefühlsmomente tiefster Art vom ersten Tag weg.

Das Bädlein Peiden war eher im Abgang in jenen Jahren, und Herr Vincenz, sein Pächter, vielleicht auch damals Besitzer, gab sich Mühe, es wieder heraufzubringen. Um so willkommener war jeder zahlungsfähige Gast. Das Zimmer war recht wenig komfortabel, aber sauber, und der Speiseraum recht ländlich, aber gut. Gäste vielleicht zuerst ein gutes Dutzend, wie es sich zeigte fast überwiegend Oberländer Romanen. Der interessanteste, auch mit besonderer Aufmerksamkeit behandelte Gast war eine vierzig- bis fünfzigjährige Oberländerin in einer ihr geradezu vornehm sitzenden Volkstracht, keine eigentliche Schönheit, aber sicher in jeder Bewegung und Achtung gebietend. Richtiger Bauernadel, wie man ihm auch etwa noch am Heinzenberg, in Versam und andernorts unseres Landes begegnet. Mama war entzückt von der Gestalt und erfuhr selbstverständlich rasch, um wen es sich handle. Es war Frau Oberst Cahannes von Schlans i. O., die Mutter des spätern Regierungsrates. — Es war eine auffallend gute, edle Haltung in dem alten Bad in nächster Nähe des Muttergottesbildes (Pietà) aus dem 14. Jahrhundert drüben auf der andern Seite des Glenner (das Vesperbild nach Poeschel 1360—1370). Der zweite Tag unseres Peidener Aufenthaltes war, soweit ich mich erinnere, ein Sonntag. Mama brauchte Ruhe. Ich aber war so sonntäglich gestimmt, daß es mich trieb, den evangelischen Gottesdienst in Duvin zu besuchen, mochte er auch romanisch gehalten werden. Und so war es. Ich aber verstand wenig und war doch zutiefst erbaut. Später aber war es mir sehr wertvoll, auch die evangelische Seite des Lugnez ganz zu kennen, u. a. auch für meine Studien über Prof. Otto Carisch. — Wir wurden im Bad am Glenner recht heimisch, wanderten an den Nachmittagen in die Nachbardörfer Pitasch, Camuns, Tersnaus, Furth, Obercastels, und immer gab es etwas zu entdecken. Und einmal mußte Mama doch auch Villa und Pleif kennen lernen, trotzdem ihr die andauernde Stei-

gung einige Mühe machen mochte. So hat sie den wohl schönstgelegenen Friedhof Graubündens mit seiner Zier mächtiger Ahornbäume auch in ihr Herz aufgenommen und in der mächtigen, uralten, aus der Karolingerzeit stammenden Talkirche für Lugnez und Vals meine eigene Begeisterung für die Bau- und Kunstdenkmäler unseres alten Graubündens miterlebt und einen Einblick bekommen in meine sich stets steigende Liebe zu diesen Dingen, die dann die folgenden drei Jahrzehnte meines Lebens als Begleitmusik zu meinem Pfarrerberuf ausfüllen sollte, auch ein wenig als Stück von Mamas Leben. Den alten Baron De Mont in seinem Palazzo konnte ich ihr allerdings nicht mehr vorstellen.

Aber der Höhepunkt der Peidener Tage war dann doch die Tagesfahrt nach dem Geburtsort des von uns beiden verehrten Arztes und Dichters Direktor Dr. Johann Jörger. Es war diesmal eine wirkliche «Fahrt», was ich der doch ruhebedürftigen Mama von Herzen gönnen mochte. Stolz setzten wir uns am Vormittag in Peiden als alleinige Passagiere in den zweispännigen Landauer, der die eidgenössische Post bedeutete, und fuhren in der noch ungebrochenen Morgenfrische Furth zu und dann — das Wetter war wie gewünscht — hinein nach St. Martin und in die hochromantischen Luchneren, an deren Steilhängen die einsamen Kleinbauernhöfe kleben. Es war alles für Mama nicht zum Sagen neu und schön, und wir wähten uns noch einmal auf der 24 Jahre früher erlebten Hochzeitsreise. So saßen wir Hand in Hand in unserem wohlbespannten Landauer und vergaßen gründlich die Sorgen der vorangegangenen Schierser Jahre. Und dann tat sich nach der Wallfahrtskirche von Campo das grünste aller Bündner Täler auf, das St. Peterstal von Vals. Dieses Grün ohne Ende war kaum zum Fassen. Am «Platz» war die herrliche Fahrt zu Ende, die wir noch nicht im oberflächlichen Autotempo hatten machen müssen. Und unermüdet setzten wir uns im ländlichen Hotel Albin an den Tisch zum behaglichen Mittagmahl. Gegen Abend aber kam die Rückfahrt, und die wackeren Postpferde taten uns den Gefallen, das Tempo zu

mäßigen, als hätten sie das Gefühl gehabt für den Wunsch der beiden Menschen im Landauer, die Auge und Seele mit den Bildern des Weges füllten und zum Augenblick sagten: «Verweile doch, du bist so schön!» – Vielleicht war's der schönste Tag unserer Schierser Zeit von 1918 bis 1926.

Das war im Sommer 1923 gewesen. Die weitere Schierser Zeit übergehe ich. Die Bauzeit war nun zu einem gewissen Abschluß gelangt. Jedenfalls hatte ich keine Lust, in eine weitere hineinzugehen. Wohl waren Mißstände geblieben, die auf uns drückten. Aber es erschien unmöglich, sie zu heben, ohne die Anstalt in zwei Teile auseinanderzureißen, ein Internat für Zwölf- bis Fünfzehnjährige und ein anderes für die obere Mittelschule. Dazu kam das Lehrerseminar, das weder zum einen noch zum anderen ganz paßte. Es blieben vor allem große erzieherische Mängel bestehen, die mir zwar mehr zu schaffen machten, als ich sagen kann, für deren Überwindung mir aber Kraft und Anlage fehlten. So begnügte ich mich schließlich damit, zu mildern und zu flicken, soviel ich konnte, und die einzelnen Schüler nicht aus dem Auge zu lassen und mit den vorhandenen materiellen, d.h. baulichen wie geistigen Mitteln ein relatives Bonum zu erreichen, wohl wissend, daß uns sehr vieles vom Optimum trennte. Aber nach und nach wünschte ich mir doch in stillen Stunden, es möchte ein Stärkerer an meine Stelle treten, der vielleicht weniger Lehrer und Gelehrter wäre als ich und mehr praktischer Gestalter und vielleicht auch persönlicher Erzieher. Und vielleicht wurde dieses Gefühl eines Ungenügens für die Aufgabe, die ich ja nicht von unten her aufgebaut, sondern talem qualem angetreten hatte, noch gefördert durch eine Überlastung, aus der ich keinen Ausweg fand bzw. sah.

An Anerkennung seitens des Anstaltsvorstandes und der Anstaltsgemeinde (Verein) fehlte es mir wahrlich nicht. Man unterließ es nicht, mich stets wieder des vollen Vertrauens zu versichern. Dies besonders, als man sah, daß die Frequenz durchaus auf der Höhe blieb, im ganzen nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ, indem wir die Anmeldungen sieben

konnten. Dann aber wurde mir hoch angerechnet, daß mir vom dritten Jahr weg der finanzielle Ausgleich weitgehend gelang, trotz ziemlichen Verlusten an Schul- und Pensionsgeldern. Man sagte ziemlich allgemein: «Es geht recht gut in Schiers», und wußte weniger allgemein, daß dies den recht bescheidenen Ansprüchen der Lehrerschaft und der Direktorsfamilie zu verdanken war und recht erfreulicher Mithilfe der Anstaltsgemeinde.

Im Laufe von 1924 beschäftigte mich indes öfters der Gedanke an meine und der Meinigen Zukunft. Es wurde mir schrittweise klar, daß ich auf die Dauer der zeitweiligen Überanstrengung doch kaum gewachsen bleiben könnte, und nicht so leicht vergaß ich die Bemerkung eines katholischen Internatsleiters der Innerschweiz – ich glaube, es war derjenige von Mariahilf in Schwyz –, der mir sagte: «Ja, bei uns wird eben der Direktor so etwa alle acht Jahre entlastet und kann zurücktreten in ein Lehramt wo nicht in ein Pfarramt.» Ich dachte an das frühe Verbrauchtwerden meines Vorgängers, Dir. Zimmerli, und wurde eine gewisse Sorge um unsere Zukunft, meine eigene und Mamas, erst recht nicht los. Mit Mama sprach ich nun öfters darüber, und im Sommer 1925 war unsere wachsende Ermüdung so weit, daß wir von der Rückkehr in ein Pfarramt gelegentlich recht ernstlich sprachen. Da geschah es denn, daß in den ersten Septembertagen 1925 der Erziehungsdirektor, Pfarrer Chr. Michel, Regierungsrat, bei uns erschien und mir in seiner offenen Art die Berufung an die vakante der zwei reformierten Religionslehrerstellen an der Churer Kantonsschule anbot, sofern ich einwillige. Er habe vernommen, daß ich beabsichtige, in ein Pfarramt zurückzukehren. Die Erziehungskommission aber befinde sich in Verlegenheit um die Besetzung der zurzeit gar nicht begehrten Stelle. Er könne mir für die Wahl Garantie leisten, wenn ich sie vorausgehend annehme. Am 5. September sagte ich zu nach nochmaliger gründlicher Besprechung mit Mama. Ich stellte die Bedingung, daß ich in die kantonale Beamtenkasse aufgenommen werde, obschon ich schon 52jährig war, und zwar mit Anrech-

nung der acht Schierser Jahre. Das kostete mich einen Einkaufspreis von 4000 bis 5000 Franken, sicherte mir aber eine ordentliche Pension. Auch der mir so wohlbekannte und von mir verehrte Regierungsrat Walser kam als damaliger kantonaler Finanzchef und sprach sich sehr entgegenkommend aus. Alles wurde angenommen, der Dienstantritt auf Ostern 1926 anberaumt, und die Wahl erfolgte. Jetzt wandelte mich kein Zagen mehr an, wie einst Anno 1911. Es gab kein Zurück,

und so war's gut. Nur gab es für mich noch einen schweren Gang: zu Herrn Oberst v. Sprecher in Maienfeld, dem mir stets so freundlich gewogenen, führenden Mitglied des Anstaltsvorstandes. Und nie vergesse ich die Milde und Freundlichkeit, mit der er meinen ihm so unbequemen Entschluß entgegennahm und mir sagte: «Ich weiß, daß Sie auch in Chur an der kantonalen Staatsschule Ihren schulpolitischen Ansichten nicht untreu werden!» Und das habe ich gehalten. Gott weiß es!

Das Grab

1783

Das Grab ist tief und stille
Und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinen Schoß,
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlassne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund;
Der Waise Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh;
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimat zu.

Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.

Johann Gaudenz v. Salis-Seewis